

Takis Würger
Für Polina

ROMAN

Diogenes

Copyright © 2025, Takis Würger
Covermotiv: Gemälde von Jan Sluijters,
»Portrait of a Girl«, ca. 1938

Copyright © 2024, ProLitteris, Zürich
Foto: Collection Museum Boijmans
Van Beuningen, Rotterdam. Loan Stichting Museum
Boijmans Van Beuningen/Studio Tromp

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021 – 2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2025
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes · www.diogenes.ch
800/25/44/1
ISBN 978 3 257 07335 5

Für Günce

»Das Geheimnis des Klavierspiels
besteht teilweise in dem Maß,
in dem es einem gelingt,
sich von dem Instrument
fernzuhalten.«

Glenn Gould

I

In den Sommerferien vor ihrem Abitur reiste Fritzi Prager mithilfe mehrerer Regionalzüge, einer Lastwagenfahrerin und eines verliebten Paares, das sie über den Brenner mitnahm, in die toskanische Stadt Lucca. Dort bezog sie in einer günstigen Pension am Piazza San Michele ein Zimmer, das nach gebratenen Zwiebeln roch. Tagsüber lag sie im Schatten der alten Stadtmauer und las die wunderbar duftenden Bücher, die sie mitgebracht hatte. Abends aß sie Focaccia mit Rosmarin und scharfem Olivenöl und lief durch die Gassen, bis ihre kleinen Zehen in den Sandalen wund gescheuert waren. Fritzi genoss, dass sie allein war, sah den Menschen zu und träumte sich in die vielen Leben hinein, die sie würde führen können, wenn sie die leidige Schule endlich abgeschlossen hätte. Irgendwann wollte sie auch mit einer Familie an einem Tisch mit rot-weiß kariertem Decke sitzen und den Straßenmusikern zuhören.

An einem Abend lernte sie einen älteren Mann aus Hamburg kennen. Er sprach sie an, gab ihr zwei Negronis aus, erzählte, er sei in seiner Firma eigentlich der Chef, und legte wie zum Beweis eine dicht bedruckte Visitenkarte neben ihr Glas, was Fritzi so unbeholfen fand, dass es sie rührte. Sie trank und hörte zu. Er sei beruflich in der Toskana. Natursteinhandel, sagte er, er trage außerdem die gleiche Uhr

wie der Erstbesteiger des Mount Everest, er sprach über Politik, Carrara, Parmaschinken, über eingelagerte Minerale im Cipollino-Marmor und die daraus resultierenden wellenförmigen Strukturen, über seinen vertrottelten Vorgesetzten, über Fußball, hielt dann unvermittelt inne und fragte, ob sie, Fritzi Prager, schon einmal gehört habe, dass ihr Gesicht aussehe wie das der Dienstmagd mit Milchkrug auf dem gleichnamigen Gemälde Jan Vermeers.

Fritzi fand, er rede zu viel. Aber sie mochte seine sonnenbraunen Hände und die Tatsache, dass sie mit einem fremden Mann sprach an einem toskanischen Sommerabend, der so warm und satt war, als könnte man ihn in Scheiben schneiden – obwohl sie sich gewünscht hätte, der Mann wäre Italiener und ein wenig unberechenbarer. In einer Trattoria bestellte er für sie die gefüllten Zucchini- blüten, die sie schon den ganzen Urlaub kosten wollte, er sagte, er würde Fritzi natürlich einladen. Die Zucchini- blüten waren salzig, das Fett lief Fritzi beim Reinbeißen über das Kinn, und der Mann konnte sie dann doch nicht einladen, weil er kein Bargeld dabei hatte, sondern nur goldene Karten aus Plastik. Dafür gab er Fritzi im nächsten Lokal, das über ein Kartenlesegerät verfügte, drei Gläschen Piemonteser Haselnussgeist aus. Als er sagte, in seiner Hotel- bar gebe es einen Tresen, der aus einem einzigen Block grünem Silikatmarmor geschnitten war, den müsse sie gesehen haben, tat er ihr leid. Sie ging mit. Sie fand es interessant, die Nacht mit einem Mann zu verbringen, der graue Haare hatte. Sie wusste nicht, dass das Medikament, das sie eine Woche vorher nach dem Genuss eines verdorbenen Tiramisus eingenommen hatte, die Verhütungspille unwirksam

machte. Die Packungsbeilage war auf Italienisch und die Apothekerin römisch-katholisch.

Einige Wochen später stieg Fritzi Prager in der staubigen Augusthitze im Zentralbahnhof Lucca in einen Zug nach Norden. Eine halbe Stunde später übergab sie sich in den kleinen metallenen Klappmülleimer neben ihrem Sitz. Sie ahnte, dass das keine Reiseübelkeit war.

Der Frauenarzt daheim in Hannover Linden untersuchte Fritzi kurz nach ihrer Rückkehr. Er hatte ihr die Pille verschrieben, die dann versagt hatte, und nahm die Angelegenheit persönlich. Er wusste, dass Fritzi eine der besten Schülerinnen ihres Jahrgangs war, und das trotz ihres prügelnden Vaters und der noch mehr prügelnden Mutter. Fritzi wollte in München Jura studieren. Jura, weil ihr die klare Sprache in dem Gesetzbuch gefiel, das sie sich in einer Buchhandlung nahe der Leibniz Universität angesehen, nicht verstanden, aber sofort ins Herz geschlossen hatte. München, weil es zwar nicht Italien war, aber an guten Tagen fast, wie Fritzi gehört hatte.

Der Arzt bot ihr an, mit ihr über alle Optionen zu sprechen. Er benutzte das Wort Missgeschick. Fritzi legte eine Hand auf ihren Bauchnabel und eine auf die plastikblau behandschuhte Hand des Arztes und sagte leise: »Herr Doktor, ich an Ihrer Stelle würde jetzt sehr vorsichtig sein.«

Im folgenden April, als das Fruchtwasser den Teppich in ihrem Zimmer ruinierte und die Wehen in ihrem Unterleib wühlten, setzte Fritzi sich den für diesen Anlass gepackten Rucksack auf und ging zu Fuß ins Krankenhaus Siloah. Die Geburt dauerte eineinhalb Tage. Der Umstand, dass Fritzi

schmal gebaut und wahrscheinlich noch im Wachstum war, machte irgendwann sogar der alten Hebamme Sorgen, die ohnehin müde wurde und hungrig obendrein. Wenn Fritzi den Kleinen nicht bald auf die Welt presse, müssten sie die Zange holen oder einen Kaiserschnitt vorbereiten. Fritzi wollte keinen Kaiserschnitt. Sie wollte so schnell wie möglich das Krankenhaus verlassen, damit sie ihre schriftliche Abiturprüfung ablegen könnte. Sie versuchte, an etwas Schönes zu denken, damit sie vor Schmerzen nicht ohnmächtig würde, was sie einem Kaiserschnitt vermutlich noch nähergebracht hätte. Sie dachte an den Geruch von Herbstlaub, an warme Pfannkuchen, aus denen Erdbeermarmelade tropft. Sie dachte an das Gefühl, das sie in der Lunge spürte, als sie zum ersten Mal die Alpen überquert und geglaubt hatte, von nun an würde es bis zum Meer nur noch bergab gehen. Und sie dachte an den teuflisch starken Espresso auf italienischen Autobahnraststätten, den sie mit zwei Löffeln Zucker verrührt wie schwarzen Sirup trank. Als der Blutverlust kritisch wurde und sie merkte, dass all die guten Gedanken nicht halfen, ein Kind auf die Welt zu bringen, und weil die Hebamme sie beständig anbrüllte, sie solle verdammt noch mal pressen, begann Fritzi Prager mit einer durch die vergangenen eineinhalb Tage Kampf etwas heiseren Stimme zu singen. *Alle, die mit uns auf Kaperfahrt fahren.* Ein Kinderlied von der Nordsee. Etwas Besseres fiel ihr vor lauter Schmerz nicht ein.

Hannes Prager kam bei der neunten Wiederholung des Refrains. Er war ein dicker Säugling, der aussah wie ein Greis mit blonden Haaren oder, je nach Blickwinkel, wie eine alte rote Kartoffel. Ganz still rutschte er der Hebamme

in die Finger. Sie hielt ihn ans Fenster und hieb ihm zwei Mal klatschend auf den Hintern, bevor Fritzi sich vor Schmerz stöhnend aufbäumte und ihr, so sanft es ging, den Jungen entwand.

Eine Liebe durchrollte Fritzi, schön und erschütternd, und sie begriff, dass dieser stille Gnom, der sich auf ihrer Brust zu einer kleinen Kugel zusammenigelte, das wunderbarste Missgeschick war, das ihr hatte passieren können.

Später, als Fritzi mit ihrem Krankenhausbett und dem kleinen Hannes auf der Brust in ein Mehrbettzimmer gerollt wurde, lag dort bereits eine Frau, nicht viel älter als sie, kreidebleich und mit einem winzigen Mädchen im Arm.

»Hey«, sagte die Frau.

»Hey.«

»Mein Gott, ist das schön, oder?«

Die junge Frau hieß Güneş, sie kam vom anderen Ende der Stadt, plapperte pausenlos, lachte ein paarmal laut, sprach leise auf Türkisch mit ihrer Tochter und stand nach einer halben Stunde auf, als hätte sie nicht gerade ein Kind geboren, ging an Fritzis Bett und gab ihr eine in der Mitte leicht eingedellte, mit Fetakäse gefüllte Blätterteigtasche. Güneş sagte, diese Blätterteigtasche würde eine Muttermilch machen, dass der Kleine bis morgen einen halben Kopf gewachsen wäre. Sie sah genau zu, bis Fritzi die gesamte Blätterteigtasche gegessen hatte, und strahlte sie dann an. Beide Frauen bekamen keinen Besuch an diesem Tag und am nächsten ebenfalls nicht. Als mitten in der Nacht ein Aprilhagel gegen die Fenster prasselte und Fritzi

wach lag und besorgt über die Zukunft und überwältigt von der Gegenwart ihrem schlafenden Sohn zusah, sagte Güneş, ohne zu ihr herüberzuschauen: »Ich kann gar nicht glauben, dass so ein Engel zur Hälfte von so einer Gurke abstammt.«

Fritzi schwieg und dachte zum ersten Mal seit Langem an den Marmorhändler.

Güneş sagte, sie würde ihre Tochter Polina nennen, das sei ein Name aus ihrem liebsten Dostojewski und gerade gut genug für das Glück auf ihrem Arm. Und sie sagte, sie schwöre auf ihr Blut, dass der Vater dieses Kind niemals halten werde.

Kurz darauf entriegelte sie die Sperrhebel des Krankenhausbettes und rollte ihr Bett nah an Fritzis heran, sodass die beiden jungen Mütter dalagen wie in einem Ehebett, was eine in das Zimmer eilende Krankenpflegerin verhindern wollte, aber Güneş nur mit dem Satz quittierte: »Sie können uns ja rausschmeißen.« Dann legten sie ihre Kinder nebeneinander und schauten dem neuen Leben zu. Ein flaumig dunkler Säugling, ein runzeliger roter, die Augen meist geschlossen. Ab und zu bewegten sie sich ein wenig und drohten in die Ritze zwischen den Matratzen zu rollen, sonst taten sie nichts, aber es war Fritzi und Güneş genug, dass sie atmeten. Nach einer Weile spürten die Kinder einander und schmiegteten sich zusammen, als würden sie die Wärme des anderen in sich aufnehmen wollen.

»Wie zwei Maulwurfbabys«, sagte Güneş.

Fritzi nickte.

»Ich glaube, wir werden bis an unser Lebensende Freundinnen sein«, sagte Güneş. Und obwohl sie es sicher anders

gemeint hatte, als es am Ende kommen würde, sollte sie recht behalten.

Als Hannes Prager drei Wochen alt war, schrieb seine Mutter Fritzi Prager das Abitur, mit Sondergenehmigung in einem separaten Klassenraum, damit sie zwischenzeitlich ihren Sohn stillen konnte. Er blieb fünf Stunden lang in seinem Kinderwagen liegen, schrie nicht, quengelte nicht, lauschte nur dem Kratzen des Füllfederhalters und dem beruhigenden Atem seiner Mutter.

Fritzi Prager entschied, vorerst nicht nach München zum Studium zu ziehen, trotz ihrer Zulassung und zweier Stipendien, die ihr das ermöglicht hätten. Sie wog ab, ihre wenigen Habseligkeiten und ihren Sohn einzupacken und direkt wieder in das Land zu gehen, aus dem er in gewisser Weise stammte. Aber als sie nachts am schimmeligen Fenster ihres Kinderzimmers stand und der Rest von Linden schlief, als sie den Gnom hin- und herschuckelte, der nur dann schlafen wollte, wenn sie sang, und, sobald sie sich eine Pause gönnte, aus vorwurfsvollen Augen zu ihr hochblickte, da fasste sie den Entschluss, erst einmal alles andere außer ihm zu vergessen. Eine Nachbarin sagte, Fritzi könne doch in Hannover Jura studieren, das sei auch nicht so wichtigtuerisch wie München, die Leibniz Universität sei von Linden aus zu Fuß zu erreichen und habe einen Kindergarten für Fälle wie Fritzi. Aber die Nachbarin hatte weder ein juristisches Staatsexamen noch mit achtzehn Jahren allein einen Jungen aufzuziehen versucht, noch war sie jemals in München gewesen, noch war sie die Mutter von Hannes Prager.

Das Kind schrie nie. Es war so still, dass Fritzi sich manchmal fragte, ob der Herrgott bei seiner Schöpfung etwas vergessen hatte. Eine Kinderärztin, die den Jungen

untersuchte, während Fritzi händeringend danebensaß, kniff ihm irgendwann genervt in einen der runden Füße, worauf das Kind immerhin einen leisen Klagelaut von sich gab, der entfernt an den Ruf eines kleinen Entenvogels erinnerte.

Fritzis Eltern störten sich an ihrem nächtlichen Gesang und auch an den Fragen der Nachbarn, wer denn der Vater des Babys sei. Und besonders störten sie sich daran, dass Fritzi einmal darauf antwortete: ein Tiramisu aus Bologna. Die Fragen hatten viel damit zu tun, dass Fritzi den Lindnern zwar wegen ihres schnellen Verstandes nicht geheuer war, aber wegen ihrer elfenhaften Schönheit bewundert wurde – besonders im Sommer, wenn sie kurz abgeschnittene Jeans und zu weite Hemden trug. Man wollte wissen, wer die kleine, freche Fritzi Prager mit dem Kurzhaarschnitt hatte schwängern dürfen.

Ihre Mutter sagte, das Balg brauche mal eine ordentliche Tracht hinter die Löffel, dann würde es auch besser schlafen. Fritzi sagte, sollte irgendjemand den kleinen Hannes auch nur anrühren ... Sie brachte den Satz nicht zu Ende. Fritzis Mutter nahm einen Zug von ihrer Zigarette und blies ihn in Richtung des Kindes. Sie sagte, wenn Fritzi jetzt erwachsen spielen wolle, möge sie bitte bis Ende des Sommers samt ihrem Sohn ausziehen. Es war August.

Fritzi würde arbeiten müssen und hatte gleichzeitig nicht vor, ihren drei Monate alten Jungen auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Sie fand mithilfe von Güneş eine Stelle als Putzkraft in einer Netto-Filiale am nördlichen Stadtrand nahe dem Flughafen. Tagsüber konnte sie lesen und nachts, wenn sie zusammen mit Güneş wischte

und wienerte, das Baby in ihrem alten Schulrucksack auf dem Rücken tragen, wo es glucksend ihrem Gesang zuhörte. Güneş arbeitete in der gleichen Netto-Filiale, sie holte ihr Abitur an einer Abendschule nach und träumte davon, einen Mann zu finden, der sie weder mit dem Handrücken schlagen würde (wie Polinas Vater), noch so langweilig wäre »wie ein Hausschuh«. Güneş befeuerte diesen Traum mit einer immensen Energie, traf viele Anwärter und verließ sie meist schon, bevor sie zusammenkamen. Wenn sie dann zur Arbeit erschien, sagte sie »Hausschuh«, und die Suche begann von vorn. Aber Güneş war ein glücklicher Mensch, und noch höher als ihre Ansprüche war die Hoffnung, dass eines Tages einer in ihr Leben stolpern würde, der ihr ansatzweise gerecht werden könnte.

Manchmal legten die Frauen ihre Kinder in einen Wäschekorb, den sie mit weißen, an Flokatiteppiche erinnernde Fußmatten aus der Haushaltsabteilung des Netto auskleideten.

Der Supermarkt befand sich in der Einflugschneise des Flughafens, tagsüber donnerten die Maschinen darüber hinweg, was die Miete in der Nachbarschaft bezahlbar machte und Fritzi und Sohn erlaubte, in eine kleine Einzimmerwohnung mit Kochnische in einem Mehrfamilienhaus zu ziehen.

Fritzi hatte ihre Bücher, eine Matratze, eine beste Freundin, zwei Jeans und einige Hemden, einen Löffel und ein paar Kartons, die sie aus dem Supermarkt mitnahm und als Babybett, Kleiderschrank und Esstisch einsetzte. Das meiste Geld gab sie für Windeln aus. Mutter und Sohn fehlte es an nichts.

Die Kinderärztin war anderer Meinung. Fritzi bat einen weiteren Arzt um Rat, weil sie das Gefühl hatte, sie werde wie ein zweiter Säugling behandelt, aber der zweite Arzt und auch der dritte sagten etwas Ähnliches wie die erste Ärztin. Hannes sei zu ruhig für ein sechs Monate altes Kind, er wirke, als träumte er noch im Fruchtwasserbad. Die Mutter müsse Reize finden, die das Kind aus dieser Lethargie weckten. Fritzi massierte ihrem Sohn die dicken Oberschenkel, sie trug ihn in den Park, wo er die Blumen ignorierte, an denen er riechen sollte, stattdessen rollte er sich in ihrem Arm wie eine erschrockene Assel ein, als eine Maschine im Landeanflug über sie hinwegrauschte. Fritzi lieh sich aus dem Netto einen Wäschebottich und füllte ihn bis oben mit nach künstlichem Waldmeister riechendem Wackelpudding, und als der Wackelpeter erstarrte, setzte sie ihren Sohn hinein, der darin bis zur Kinderbrust einsank, mit den kleinen Händen ein wenig von der grünen, klebrigen Masse zerquetschte und Fritzi aus seinen dunkelgrauen Augen fragend ansah.

Hannes Prager schrie zum ersten Mal, als der in einer nahen Kükenfarm arbeitende junge Mann aus der Nachbarwohnung nach dem Genuss einer Flasche Mariacron entschied, er würde gern den Abend mit der Elfenfrau ausklingen lassen, die immer so freundlich grüßte und ihn sonst so arrogant ignorierte. Er klopfte an Fritzis Tür. Sie trug vor der milchgeschwollenen Brust den Jungen, der dem Nachbarn in seiner erwachsenen Stille vorkam wie Luzifers Ausgeburt persönlich. Fritzi sagte dem Nachbarn sanft, er solle seinen Rausch ausschlafen, sie habe schon einen brabbelnden Mann in ihrem Leben, aber sie legte ihm

dabei kurz ihre Hand auf den Arm, bevor sie die Tür zu-drückte, was ihn zusammen mit dem Anblick des Milch-busens vollends unzurechnungsfähig machte. Und als der Nachbar erst unschlüssig vor der Tür stand und rätselte, wie er die warme Berührung deuten sollte, und dann, einer Fehleinschätzung folgend, gegen die Spanplatte der Tür hämmerte, stieß der Junge auf Fritzis Arm einen Schrei aus, einen einzigen hohen, vibrierenden Ton, klar wie Brenn-spiritus, der den Nachbarn sofort ausnüchterte und in seine Wohnung zurückkehren ließ. Hannes Prager schrie ein dreigestrichenes f, ohne dass er selbst, die begeisterte Mut-ter oder der erschauernde Nachbar das hätten einordnen können.

Am nächsten Tag kündigte Fritzi den Mietvertrag.

Sie kaufte sich eine Zeitung und las die Wohnungsannon-cen. Eine lautete:

Nur ein Zimmer, 90 Quadratmeter, ab sofort, Kananohe. Geheizt wird mit Holz. Für wen, der keine Angst vor Geis-tern hat: ein Traum. Im Garten: gute Aussicht und Rhabar-ber. 800 Deutsche Mark in bar. Heinrich Hildebrand.

Fritzi wusste nicht, was Kananohe ist, hatte keine Erklä-rung dafür, wie ein einzelnes Zimmer neunzig Quadratme-ter groß und so teuer sein konnte. Achthundert Mark konnte sie sich nicht leisten, aber Dinge, die sie vermeint-lich nicht konnte, hatten sie schon immer angezogen.

Sie wählte die Telefonnummer unter der Annonce, fuhr mit dem Fahrrad, den Sohn im Rucksack, vorbei an dem Maschendrahtzaun, der entlang der Landebahn des Flug-hafens verlief. Der letzte Teil der Straße war schlecht ge-teert, voller Schlaglöcher und führte durch ein nach Schwe-

felgasen riechendes Moor, das mit grünen Schildern als Naturschutzgebiet gekennzeichnet war.

Die Villa stand frei und herrschaftlich in der Weite. Sie hatte zwanzig Zimmer und war im neunzehnten Jahrhundert erbaut worden, als es keine Naturschutzgebiete gab. Die lange Auffahrt war früher von Birken gesäumt gewesen, jetzt standen nur noch vereinzelte morsche Stämme. Von den einst hellblauen Fensterläden blätterte die Farbe. Vor der Hausfront stand ein praller Birnbaum und daneben ein Baum mit blauschwarz schimmernden, vor Reife platzen- den Pflaumen, von denen Fritzi am liebsten sofort welche gepflückt hätte. Es konnte gar nicht so viele Geister hier draußen geben, dass ihr diese halb verfallene Villa nicht als Traum erschienen wäre.

Ein Mann trat auf die steinerne Treppe. Fritzi stieg vom Fahrrad und schaute zu ihm hoch.

Heinrich Hildebrand trug einen Vollbart und ein mehrmals geflicktes Sakko aus Tweed in der Farbe alter Walnüsse. Es gab verschiedene Gerüchte über ihn, die sich die Dorfbewohner Kaltenweides, Engelbostels und halb Langenhagens erzählten. Er sei der reichste Mann der niedersächsischen Tiefebene, manchmal singe er wehklagende Lieder auf Wienerisch über eine Frau, die ihn verlassen habe und die seinen Zorn auf die Welt speise, den er an unschuldigen Campern auslasse. Er ziehe die schärfsten Chilis diesseits des Atlantiks. Er sei der Autor einer berühmten Novelle, die einmal ein kleiner Erfolg gewesen sein soll, aber nun nicht mehr gedruckt würde. Hildebrand schreibe seit vielen Jahren erfolglos an einer Fortsetzung,

was erheblichen Anteil an seiner allgemeinen Menschenfeindlichkeit habe.

Die Gerüchte stimmten alle nicht, waren aber auch nicht ganz unrichtig. Außer der Vermutung, er sei reich – die war Unsinn.

Heinrich Hildebrand betrachtete Fritzi Prager mit halb geschlossenen Augen, er roch nach Knize Rasierwasser – Sandelholz, Orange, Rosmarin, Leder –, in der Hand hielt er ein langes Käsebrot. Er hob das Brot zum Gruß.

Hildebrand lebte schon lange hier und zahlte, was er ganz selbstverständlich fand, keine Miete an das niedersächsische Landesamt für Flur- und Moormanagement, dem die Villa gehörte. Mittlerweile fühlte er sich, als gehörte ihm dieses Haus und das umliegende, fünfundvierzig Hektar große Naturschutzgebiet namens Kananohe gleich dazu. Hildebrand hatte als junger Mann am Wiener Konservatorium Klavier studiert, aber das wusste kaum noch jemand, nicht mal die Gerüchtespatzen, was auch daran lag, dass seine Klavierlaufbahn keine wirkliche Laufbahn gewesen war. Damals in Wien in einer besonders heißen Sommernacht kurz vor seinem Abschlusskonzert am Konservatorium war Hildebrand auf die Idee gekommen, über den Lattenzaun des neuen und spektakulären Hietzinger Bads zu klettern, um sich schwimmend ein wenig abzukühlen. Er sprang vom Hochstuhl des Bademeisters, probierte einen Salto, überlegte es sich mitten im Flug anders, verlor die Balance, wusste ein paar Sekunden lang nicht recht, wo oben und unten war, schlug mit dem Kopf seitlich auf die schwarze Wasseroberfläche und zerriss sich das Trommelfell des linken Ohres. Es wurde nie wieder heil. Hildebrand

verließ Wien links ohne Gehör und insgesamt ohne Studienabschluss, arbeitete als Zeitungsredakteur, als Beleuchter, als Aktivist, der in der Arktis Wale vor ihren Fängern beschützte. Er schrieb eine Novelle, in deren Zentrum ein gehörloser Walfänger stand und die sogar gedruckt wurde.

Seit vielen Jahren nun lebte Hildebrand in der Villa und kümmerte sich darum, dass die Menschen das Bissendorfer Moor in Ruhe ließen. Ab und an räumte er einen umgestürzten Baum von einer der wenigen Straßen, verjagte Wildcamper und hörte sonst einohrig den Moorhühnern zu. Er war schon so lange allein, dass er vergessen hatte, wie einsam er war, aber jüngst hatte er bei seinen monatlichen Einkäufen überlegen müssen, ob er sich noch Parmesan leisten konnte. Und weil echter Parmigiano Reggiano Heinrich Hildebrand wichtig war, hatte er entschieden, einen Untermieter zu sich ins Moor zu holen, obwohl er eigentlich keine Lust auf Gesellschaft hatte und sich ziemlich sicher war, dass er in seinem Alter nicht mehr für ein Leben in Gemeinschaft taugte. Er hatte sich vorgenommen, einen Mietvertrag mit der Mindestlaufzeit von einem Jahr aufzusetzen und sich dann so danebenzubenehmen, dass der Mieter schnell wieder verschwinden würde.

»Wann könnten wir einziehen?«, fragte Fritzi zur Begrüßung.

Der Mann hatte einen Händedruck, in dem Fritzis Hand verschwand, er knurrte etwas Unverständliches, in seinem Bart hingen Brosamen. Fritzi konnte Mottenlöcher in seinem Jackett erkennen, aber als er den Kopf des kleinen Hannes entdeckte, der sich in seinem Rucksack aufrichtete,

griff er an Fritzi vorbei und strich ihrem Sohn mit einem Finger über die Wange.

»Zimmer ist schon weg«, sagte er, »vorhin war einer da, Werbetexter. Hat gesagt, er nimmt es und renoviert noch.«

»Darf ich es trotzdem sehen?«, fragte Fritzi.

Heinrich Hildebrand zuckte die Schultern.

Das neunzig Quadratmeter große Zimmer lag im ersten Stock. Es war einmal der Speisesaal der Villa gewesen, hatte Bogenfenster, die wahrscheinlich seit dem neunzehnten Jahrhundert nicht mehr geputzt worden waren, ein Plattenspieler thronte auf einer Kommode, neben dem Kamin verrottete ein von Holzwürmern zerfressenes Klavier, in einer Ecke stand ein staubiges Sofa. An der Wand hing das dunkle Ölgemälde einer molligen Frau, daneben ein Schwarz-Weiß-Foto hinter Glas, eine Schulkasse, in deren Mitte ein Gorilla saß, als wäre er einer der Schüler. Am Ende des Saals hing der ausgestopfte Kopf eines Hirsches, dem ein Glasauge fehlte. Das Licht, das durch die Fenster fiel, hatte an diesem Tag die Farbe von Lindenhonig und ließ die speckigen Dielen glänzen. In der Mitte des Raums lag ein verblasster gelb-blauer Orientteppich. Fritzi würde nachts nach der Arbeit mit dem Fahrrad eine halbe Stunde lang über die einsame Schlaglochpiste rattern müssen, aber das störte sie nicht. Von draußen hörte sie den Ruf eines Vogels, den sie nicht kannte. Hannes auf ihrem Arm lachte.

»Wann stellen Sie mir die Geister vor?«, fragte Fritzi.

Der alte Mann blickte sie ernst an.

»Wie gesagt, das Zimmer ist schon weg.«

»Ich kann auch renovieren«, log sie.

Er betrachtete sie.

»Was ist mit dem Vater?«, fragte er.

»Der hatte die gleiche Uhr wie der Erstbesteiger des Mount Everest.«

Heinrich Hildebrand sah sie lange an.

»Das Zimmer ist vergeben, junge Frau.«

»Ist ja schon gut. Darf ich mir wenigstens ein paar Pflaumen pflücken, bevor ich gehe?«

Heinrich Hildebrand nickte. Er ging hinter Fritzi die wippenden Treppenstufen nach unten, sah ihr zu, wie sie ihrem Sohn etwas ins Ohr flüsterte und ihn auf die Fontanelle küsste.

»Jesses«, grummelte Hildebrand in seinem tiefen Bass. Da hob der junge Hannes den Kopf, sah den alten Hildebrand an und reckte dann die kleinen, fetten Hände nach ihm. Fritzi hielt inne, griff ihren Jungen unter die Achseln und reichte ihn die Treppe nach oben.

Heinrich Hildebrand konnte sich nicht erinnern, dass er je ein Kind auf dem Arm gehabt hätte. Es roch nach Milch und Keksen und ein wenig nach Waldmeistergötterspeise. Dann legte der Bub seine unbegreiflich weiche Hand auf Hildebrands stacheligen Kehlkopf und etwas rührte sich in ihm. Hildebrand sah die Mutter an, die misstrauisch zu ihm hochschaute, und fragte sich, ob er nicht hier oder dort eine andere Entscheidung hätte treffen können, ob Freundlichkeit nicht doch eine Möglichkeit gewesen wäre und wie es wäre, eine Frau wie diese hier zu haben, die seine Enkelin hätte sein können und blitzschlau wirkte und so energiegeladen, als könnte sie an einem Tag den ganzen Pflaumenbaum abpflücken und vielleicht sogar ein Mus aus den Früchten kochen. Er dachte an den Werbetexter mit seinem

sauberen, hellblau lackierten Auto. Sein Leben lang hatte Hildebrand ein gesundes Misstrauen gegen Menschen gehegt, die ihre Freizeit damit verbrachten, ihre Blechkisten auf Hochglanz zu polieren.

»Können Sie wirklich renovieren?«, fragte Hildebrand hinter Fritzi, und der Junge blickte erstaunt um sich, als die Bassstimme von der mottenzerfressenen Seidentapete widerhallte.

»Gibt es hier wirklich Geister?«, fragte Fritzi.

»Die Diele kann kalt werden im Winter. Der Wind kracht ungebremst übers Moor direkt von der Nordsee hier auf die Haustür.«

»Wir können ja das Klavier verbrennen.«

Hildebrand musste an die Frau denken, für die er damals auf diesem Klavier gespielt hatte. Das Klavier war ein seltsames altes Ungetüm mit einem überdimensionalen Gehäuse, in dem früher eine Selbstspieleinrichtung gesteckt hatte, die aber längst ausgebaut war. Die Frau war eines Morgens weg gewesen, ohne Heinrich eine Erklärung dazulassen. Seitdem war im Speisesaal keine Musik mehr erklungen.

»Schreit er viel?«, fragte Heinrich Hildebrand und gab der Mutter das Kind zurück. Ihm schlug das Herz, weil er den Bub nicht fallen lassen wollte und gleichzeitig fürchtete, ihn zwischen seinen Händen zu zerdrücken. Fritzi nahm Hannes in ihre Arme.

»Nie.«

»Gut.«

»Sehen ein paar Ärztinnen anders.«

Hildebrand winkte ab. Er hielt nicht viel von Ärzten, sie

wollten einem das Leben retten und verboten es einem dabei.

»Sie würden das Zimmer also nehmen?«, fragte er.

Fritzi war in der Diele angekommen, und durch die Haustür, die Heinrich Hildebrand hatte offen stehen lassen, fiel Spätsommerlicht auf das mahagonibraune Sternparkett.

»Wir müssten noch mal über den Preis sprechen«, sagte Fritzi.

Heinrich Hildebrand schaute Mutter und Sohn an, zwei Kinder, deren Schatten in seine Richtung fielen und die unterste Treppenstufe berührten. Das Licht ließ die Haare der Frau von hinten leuchten. Er hatte ihre feinen, langen Hände gesehen, die frisch verheilten Blasen innen an den Daumen. Heinrich Hildebrand wusste, solche Blasen bekommt nur ein Mensch, der noch nie einen Hammer gehalten hat. Sie würde diese Villa nicht renovieren. Und jetzt wollte sie die Miete drücken. Zu seinem eigenen Verwundern fing er schallend an zu lachen, so laut, dass selbst die Geister in ihren Verstecken staunten.

»Haben Sie viele Möbel?«, fragte Heinrich Hildebrand.

»Eine Matratze, aber die krieg ich zusammengerollt auf den Gepäckträger.«

»Es wird regnen. Wir nehmen den Jeep.«

»Woher wissen Sie das?«

»Das verrate ich Ihnen, wenn Sie bewiesen haben, dass Sie ein amtliches Pflaumenmus kochen.«